

Einordnungsmöglichkeiten schaffen. Aufgrund welcher Kriterien genau diese der hier behandelten Altertumswissenschaftler ausgewählt worden sind, bleibt indes im Dunkeln. Deutlich wird aber ohne Zweifel das breite Spektrum und die vielen Schattierungen innerhalb der politischen Positionierungen der *antichisti*, deren jeweiligen Motivlagen auch für – dem ersten Anschein nach – ähnliche Standpunkte stark divergieren konnten.

Den Herausgeber*innen, Elvira Migliaro und Leandro Polverini, denen beiden bereits große Verdienste um die Aufarbeitung der althistorischen Wissenschaftsgeschichte zukommen, ist auch mit diesem wichtigen Band ein grundlegender Baustein für die altertumswissenschaftliche Historiographiegeschichte gelungen. Er liefert vielfältige Einblicke in die Verschränkungen der Altertumswissenschaften mit dem Ersten Weltkrieg, in das Leben und Wirken der *antichisti*, in die Verargumentierungsmöglichkeiten von Antike, in deren kulturelle und politisch-ideologische Kontexte in den Jahrzehnten vor dem Krieg. Er kann auf verschiedenen Ebenen die innere und äußere Zerrissenheit von Personen, von Disziplinen, von Diskursen aufzeigen. Gleichzeitig gibt der Band zahlreiche Anregungen, das Verhältnis zwischen Erstem Weltkrieg und Altertumswissenschaften weiter zu vertiefen. Dieser Sammelband ist nicht nur für Altertumswissenschaftler*innen von großem Interesse für eine kritische Reflexion über das jeweils eigene Fach. Ebenso ist er für Zeithistoriker*innen wichtig, denn er zeigt klar, dass die Antike als Argument und die Altertumswissenschaftler als Stimme in den politischen Diskussionen rund um den Ersten Weltkrieg von Bedeutung waren.

Michaela Oberhuber

Patrick Ostermann, Zwischen Hitler und Mussolini. Guido Manacorda und die faschistischen Katholiken

(Elitenwandel in der Moderne / Elites and Modernity 21) Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2018, 424 Seiten.

Kaum jemand dürfte Guido Manacorda (1879–1965) kennen. Dabei war der Katholik und Faschist eine wichtige Figur in Italien zwischen 1930 und 1944. Mag Faschismus und Katholizismus vielen auch als unvereinbar miteinander gelten, kann die an der TU Dresden entstandene Habilitation wieder einmal das Gegenteil zeigen, die ununterscheidbare faschistisch-katholische Synthese. Das Buch ist mehr als eine Biographie dieses Germanisten, dem, nimmt

Ostermann seine eigene Pointe vorweg, „Wegbereiter des deutsch-italienischen Achsenbündnisses“ (S. 1, 377): als Emissär Mussolinis bei Hitler, sodann als Deutschlandexperte und Rechtfertigungsideologe.

In der Geschichtswissenschaft komme er nur am Rande vor. „Die vorliegende Studie versucht, diese Lücke zu schließen“ (S. 9). Gleichwohl gehört diese Qualifikationsarbeit nicht zur Gattung Desideratstopferausfüller oder zur Gattung Detailausmaler (alles bekannt, aber noch nicht so genau), sondern offeriert neue Einsichten in die deutsch-italienischen Beziehungen und in den Denkstil katholischer Faschisten. Den Begriff „Denkstil“ übernimmt Ostermann von Karl Mannheim (nicht Ludwik Fleck) als „kollektive Gesamtorientierung“, die von allen ihren Trägern geteilt wird, ähnlich der „Leitideen“ der Institutionenanalyse.

Der erste von drei Teilen bietet eine kollektive Biographie der Intellektuellengruppe um Manacorda, darunter Piero Bargellini, Leiter der Monatsschrift *Frontespizio*, Paolo Bonatelli, Direktor der Zeitschrift *Segni di tempi*, der sagenhaft schlechte Dichter Auro d'Alba, der zum faschistischen Nationaldichter und 1936 zum Leiter der Propagandaabteilung der Miliz aufstieg, und der Schriftsteller Giovanni Papini. Sie publizierten in denselben Zeitschriften, lobten gegenseitig ihre Werke in Rezensionen, gehörten bei Konferenzen und Ausstellungen zur Prominenz. Die meisten waren in der *Partito Nazionale Fascista*. Auch Manacorda trat nach Jahren der gescheiterten Suchbewegungen im diffusen Mystizismus 1925 der Partei bei und wandte sich wieder der katholischen Kirche zu. Unter seinen vielen Büchern sei nur das faschistische Standardwerk über den Bolschewismus von 1940 genannt.

Der Faschismus, der bar einer offiziellen Programmatik pragmatisch vorging, wurde zur Arena konkurrierender „Leitideen“, wobei die katholisch-faschistische sich erst nach den Lateranverträgen 1929 konkret profilierte. Der im Katholizismus führende, auflagenstarke *Frontespizio* begann seine „Selbstfaschisierung“ unter Bargellini, Manacorda und Papini. Mussolini war zwar manch allzu fromme Anbiederung lästig, wusste aber deren Regime-Stabilisierungsfunktion zu schätzen. Nach dem Krieg wurden alle wieder von der Kirche aufgenommen, Manacorda etwa bei den Franziskanern in Mailand, Papini in einem toskanischen Franziskanerkonvent.

Im zweiten, „historischen“ Teil geht es um das Dreieck Mussolini – Hitler – Vatikan, die faschistische Außenpolitik ab 1933 und die Rolle Manacordas. Er durfte insgesamt 31 Mal zur Audienz bei Mussolini: 1924, 1933, in dichter Folge mehrmals 1935/36, zuletzt im Mai 1944. Audienzen waren Teil der charismatischen Herrschaft. Manacorda fühlte sich als Intellektueller vom Regime anerkannt, zugleich bot er in den Krisenjahren der deutsch-italienischen Beziehungen (Ermordung des österreichischen Kanzlers Dollfuß 1934 durch Nationalsozialisten, Einführung der Wehrpflicht in Deutschland 1935) an, zwischen beiden Ländern zu vermitteln. Aus eigener Initiative, vermittelt durch die deutsche Botschaft, führte er im September 1935 sein

erstes Gespräch mit Adolf Hitler. Vom „Führer“ beeindruckt, streifte er rasch antigermanische Vorbehalte ab. Ostermann folgert, „dass die Annäherung zwischen Hitler und Mussolini in den Jahren 1935/36 ohne den Vermittler Manacorda so nicht erfolgt wäre“. Entscheidend ist wohl das „so“. Denn wichtigere andere Emissäre wie Guiseppe Renzetti werden nur kurz erwähnt (S. 121 f.). Daher gibt Ostermann sogleich zu, beide Nationen wären bald „unweigerlich“ aufeinander zugesteuert, doch habe Manacorda die Sache beschleunigt (S. 125).

Tatsächlich beschleunigten aber wohl eher Italiens wenige Tage später erfolgter Angriff auf Äthiopien und die Sanktionen des Völkerbundes – Waffenembargo, Kredit- und Rohstoffsperrung – die Annäherung, die im Oktober 1936 zur „Achse“ führte. Manacorda war weder offizieller noch offiziöser Vermittler. Er trug seinen Eindruck, Hitler stehe Italien bei, Mussolini vor und wurde von diesem im Januar 1936 für eine zweite Unterredung mit Hitler beauftragt. Dass Österreich ein deutscher Satellit werden könnte, war nun zweitrangig geworden, ebenso das bislang kritisierte Heidentum des NS-Regimes. Dennoch glaubte Manacorda in maßloser Selbstüberschätzung, in diesen wie den folgenden Audienzen bei Hitler (Mai 1936, März 1937), persönlich den „Kirchenkampf“ beenden zu können, wobei er auch damit prahlte, er handle im Auftrag des Vatikans. Das Problem sieht auch Ostermann: Eigentlich vermittelte Manacorda nicht, sondern gab sich als jemand aus, der zwischen dem Papst, Mussolini und Hitler Botschaften hin und her trage (S. 156). Pius XI., mit dem Manacorda im April 1937 sprach, fand ihn „zwielichtig“. Die Erträge seiner umtriebigen Bemühungen im In- und Ausland kamen eher dem Faschismus als dem Katholizismus zugute: „Intellektuelle wie er sollten keine katholische Politik betreiben, sondern bestenfalls faschistische Politik katholisch legitimieren“ (S. 216).

Der dritte Teil legt den Denkstil der faschistisch-katholischen „Total-synthese“ frei. Das Vorgehen ist wissenssoziologisch, um Ideengeschichte soziologisch anzubinden, und institutionengeschichtlich, da der Intellektuellenzirkel als „Mikroinstitution“ symbolische Ordnung stiftete und auf Dauer angelegte Geltung reklamierte. Dem von Emilio Gentile 1921 entwickelten Mythos der *Romanità*, der den universalen Geist des römischen Imperiums beschwor, verliehen katholische Zirkel ein katholisches Fundament. Sie begriffen den Faschismus als im Kern katholisch. Dieser Denkstil tauchte nach der Einigung von Staat und Kirche um 1930 auf und verlor mit dem Sturz des Duce 1943 abrupt an Relevanz, auch wenn einzelne Figuren wie Manacorda in der Republik von Salò weiterwirkten. Bis in die Mitte der 1930er Jahre pflegte er ein deutschlandkritisches Bild, das den Dualismus von Germanentum und Romanität ausreizte, von Wald und Tempel, Rassismus und Universalität, protestantischem Antikatholizismus und Romtreue. Sein erstes Gespräch mit Hitler 1935 markierte eine „Zäsur

im „Denkstil“ (S. 323), die ihn von seinem Dualismus abbrachte. Das nunmehr positive faschistisch-katholische Deutschlandbild wurde zum offiziellen Deutungskonzept des Regimes in Italien.

Nicht immer sind die Abgrenzungen zwischen Klerikalfaschisten, katholischen Philofaschisten, dem „philonazistischen Lager“, national-katholischer Ideologie und faschistischen Katholiken, synonym gebraucht mit katholischen Faschisten, trennscharf herausgearbeitet. Letztere jedenfalls standen im Dienst des Regimes, hatten fast alle (S. 98) ein Parteibuch der PNF und einen Denkstil, der Faschismus und Katholizismus nicht synkretistisch, sondern synthetisch miteinander verband.

Ostermann bestätigt die jüngere These, dass Rassismus wie Antisemitismus nicht erst von Deutschland übernommen und mit den Rassengesetzten 1938 halbherzig verfolgt wurden, sondern eine lange Tradition hatten. Manacorda und sein Zirkel waren klar antisemitisch, besonders d’Abbas Dichtungen. Ihr Rassismus „leitete die Praxis des Versuchs der Auslöschung jüdischen Lebens in Italien ein“ (S. 360).

Das Bild, das Ostermann von diesem „Denkstil“ zeichnet, ist überzeugend. Etwas penetrant wirkt dagegen, wie eng und theorieverliebt er sich an das nützliche Konzept der Institutionenanalyse seines Habilitationsgutachters Karl-Siegbert Rehberg anlehnt und Karl Mannheims Ansätze reitet. Der Versuch hakt, die Haltung der Untersuchungsgruppe mit Alfred Webers Ansatz der „sozial freischwebenden Intellektuellen“ zu erklären, der von Mannheim übernommen nun von Ostermann angewendet wird. Ursprünglich ging es um Schriftsteller und Akteure in einer höchst „labilen äußeren Lage“, wirtschaftlich heimatlos und „nie richtig beamtet“ (S. 16, 18), daher stets hektisch nach Karrierechancen suchend. Das trifft ausgerechnet auf Manacorda nicht zu: Er hatte seit 1913 eine Professur für deutsche Literatur in Neapel inne, wo er aber über sein Steckenpferd Richard Wagner lehrte, wurde 1918 Ordinarius und bekam 1925 einen Lehrstuhl in Florenz, den er die ganze Zeit nicht aufgab, bis ihn im Oktober 1944 die Entfaschisierung ereilte. Mannheims Text dazu heißt auch nicht Wissenssoziologie und stammt nicht von 1962, wie Fußnoten und Literaturverzeichnis in kultursoziologischer Lässigkeit angeben, sondern war ein Aufsatz über das konservative Denken aus dem Jahre 1927.

Jede Audienz, die Manacorda genoss, jeder Auslandsbesuch (auch in England, Frankreich), jeder Briefwechsel wird maßstabsgetreu referiert. Zwischen ihrer epischen Schilderung und Relevanz besteht eine gewisse Diskrepanz, zumal wenn Ostermann schließlich „den fehlenden politischen Ertrag seiner Missionen, die mit Ausnahme seiner Gespräche mit Hitler zu keinen praktischen Ergebnissen führten“, einräumt (S. 212). Manacorda habe weniger als „Diplomat“ reüssiert, denn als Propagandist.

Auf einige sachliche Fehler ist hinzuweisen: Katholiken, die sich mit dem Nationalsozialismus arrangierten, wurden nicht erst von Wolfgang Altgeld

2010 „Brückenbauer“ genannt (S. 15), sondern schon von den Zeitgenossen, wie Heinz Hürten 1992 aufzeigte. Zu „im Kern katholischen Nationen“ mögen Spanien und Österreich gehören, aber beileibe nicht die Schweiz (S. 213). Die Idee einer jüdisch-freimaurerischen Verschwörung sei „fester Bestandteil der Enzykliken ‚Quanta Cura‘ und ‚Syllabus Errorum‘“ gewesen (S. 346). Tatsächlich ist der *Syllabus* keine weitere Enzyklika, sondern eine Liste von 80 Irrtümern, die zu *Quanta Cura* 1864 gehörte. Vor allem steht in beiden Texten kein Wort von einer jüdisch-freimaurerischen Verschwörung.

Unnötiger Leseaufwand entsteht, wenn Kernaussagen, gar Nebensächlichkeiten wörtlich wiederholt werden. Erfährt man zunächst, dass Maria d’Albas Schreibtisch „ein Porträt sowohl Mussolinis und als auch [!] Manacordas zierte“ (S. 101), bleibt einem knapp 200 Seiten später nicht erspart: Auf dem Schreibtisch der Frau des Dichters „stand eine Fotografie Mussolinis (und auch ein Porträt Manacordas)“ (S. 284).

In diesem Zusammenhang sei geklagt, dass die Häufigkeit der nichtsagenden Wendung „in diesem Zusammenhang“ oder „in diesem Zusammenhang ist interessant“ die Nerven des Lesers 20 Mal, im Durchschnitt alle 20 Seiten, arg strapaziert (S. 20, 30, 44, 50, 54, 60, 63, 89, 99, 162, 212, 246, 345, 347, 367), vor allem wenn sie auf jeder Seite (S. 14, 15), gar auf einer Seite mehrfach (S. 14, 187) auftaucht. Irritierend sind auch die vielen fehlenden Leerzeichen, die zu manch kryptischen Kreationen führen wie „Opifexin“ (S. 221; Manacordas Pseudonym Opifex in...), „1939des“ (S. 250), „denDuceund“ (S. 265). Der Oldenbourg Wissenschaftsverlag ist seit seiner Übernahme durch Walter de Gruyter 2013 auch nicht mehr das, was er einmal war.

Ostermanns bereichernde und solide Studie basiert auf dem Nachlass Manacordas im Archiv der Sapienza *Università* in Rom sowie vielen weiteren Nachlässen. Wenn sie Manacordas Rolle überschätzt, ist es wissenssoziologisch verständlich: Wer Jahre kostbarer Lebenszeit einer Person widmet und den Ertrag vor sich und den Leser:innen rechtfertigen will, möchte nicht sagen, man habe möglicherweise ein Jahrzehnt Arbeit an einen Akteur aus der dritten Reihe verschwendet, der nichts bewirkte. Deshalb oszilliert die Arbeit auch zwischen den Polen, einerseits sei Manacorda für die Achse und seine Gruppe für die Systemstabilisierung zentral gewesen, andererseits der „Isoliertheit“ und „Marginalität“ dieser „politischen Sekte“ (S. 379). Was bleibt sind erhellende Einsichten in einen gut vernetzten faschistisch-katholischen Intellektuellenzirkel und dessen Systemrelevanz zwischen 1930 und 1943 als Scharnier zwischen der etwas jüngeren faschistischen Führungsriege und dem katholischen Italien.

Olaf Blaschke